

28939

28939

C 8165

ANTIKES
FELDHERRNTUM

HANS VON SEECKT



WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

BERLIN

Referenz
80

HADTÖRTÉNELMI
KÖNYVTÁR

HONVÉD KÖZPONTI KÖNYVTÁR
BUDAPEST, V., VERES PÁL U. 1. L. EM.

Helyszám : 28939

Szakbeosztás : _____

Mellékletek : _____

Állapot hiánytalan : _____

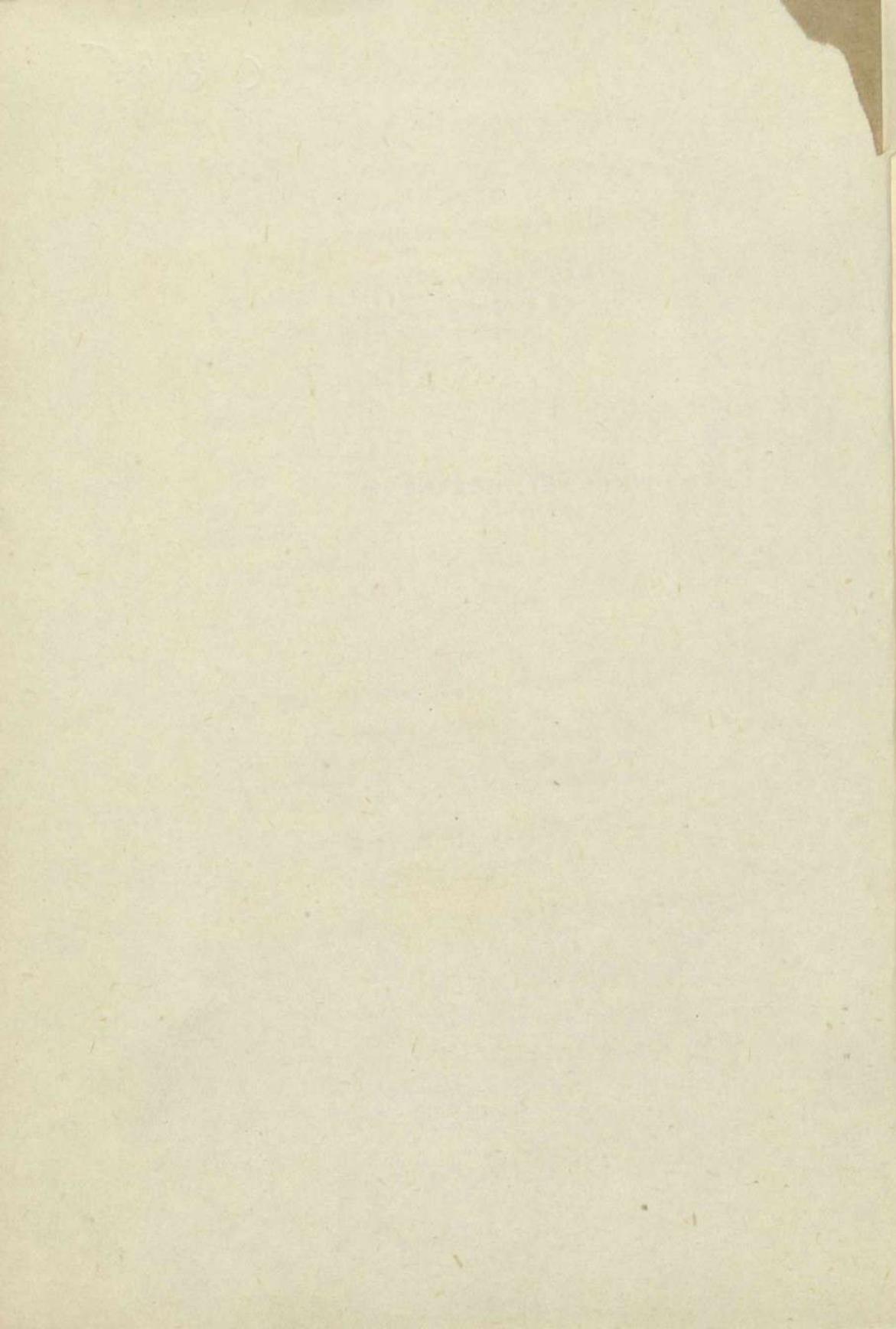
Kivonat a kölcsönzési szabályokból :

A kölcsönvett műveket 1 hónapon belül vissza kell adni. A műveket másoknak továbbítani tilos. A kölcsönző a könyvek teljességéért és az esetleges károkért felelős és kártérítésre kötelezett.

A könyvekbe sem tintával, sem írónnal semmit bejegyezni nem szabad !

c 8165

ANTIKES FELDHERRNTUM



28939

ANTIQUES
FELDHERNTUM

VON
HANS VON SEECKT



BERLIN 1929

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

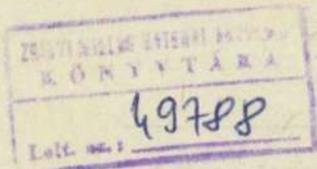
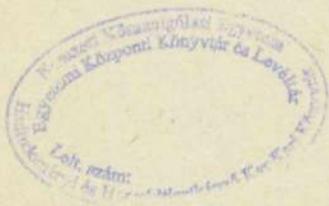
HADTÖRTÉNELMI
KÖNYVTÁR
Budapest

28938

ANTIKES
FELDHERRNTUM



Vortrag, gehalten auf der 22. Jahres-
versammlung der Freunde des humani-
stischen Gymnasiums für Berlin und die
Provinz Brandenburg am 29. November
1928



DIE Verbindung zwischen Soldatentum und humanistischer Bildung ist keine zufällige. Gerade der Soldat bedarf der Schulung des Geistes und des Blicks in die Weite, wenn er nicht im Handwerksmäßigen verflachen will, er bedarf der Aufrichtung an klassischen Vorbildern und der Schulung zur Ergebung in das Schicksal.

So sei die Wahl des Themas

ANTIKES FELDHERRNTUM
erklärt.

Die Geschichte lediglich als eine Kriegsgeschichte aufzufassen, wäre gewiß eine starke Einseitigkeit, aber die Kriege haben nun einmal auf die Entwicklung der Menschheit, auf die Bildung, Erhaltung und den Untergang von Staaten einen Einfluß gehabt, der sich auch auf alle Gebiete der Wirtschaft und Kultur ausdehnte. Es erscheint

daher ganz natürlich, wenn sich das historische Interesse auch den Persönlichkeiten zuwendet, welche die bestimmende Rolle in diesen Kriegen spielen. Fürchten Sie nun nicht, daß ich beabsichtige, Ihnen einen Vortrag über die lange Reihe von Kriegen und Kriegshelden klassischer Zeit zu halten, obwohl mancher tapfere General der Erinnerung wert ist, von „Atreus Sohn, dem Fürst der Scharen“ ab, und obwohl ich hoffe, daß auch die Herzen der heutigen Jugend höher schlagen wie das von Lord Byron: Say, is not this Thermopylae? — Meine Absicht ist, den Begriff des „Antiken Feldherrn“ zu formen und festzuhalten, wie er sich mir darstellt.

Wir müssen versuchen, zunächst den Begriff des Feldherrn selbst zu fassen. Ein guter General ist an sich noch kein Feldherr; auf Rang und Titel kommt es überhaupt nicht an, sondern auf den Mann und seine Aufgabe. Mancher stand an hoher Stelle, befahl über viele und war doch kein Feldherr, weil er vom Salböl Samuels keinen Tropfen erhalten hatte; mancher Begabung ward nie die

Aufgabe ihres Lebens gestellt, und sie verkümmerte in niederem Rang oder in langer Friedenszeit. Gerade Roms Geschichte weist eine lange Reihe tapferer und kriegserfahrener Generale, braver und brauchbarer Routiniers auf, die ihre Legionen wohl aufstellen und führen konnten; sie waren tüchtige Bauhandwerker bei der Ausführung des Weltreiches, dessen Plan das Genie des Staates selbst ihnen vorzeichnete. Doch von Zeit zu Zeit sehen wir aus den Reihen der Gesellen, ja aus denen der Lehrlinge sich eine Persönlichkeit abheben, oft im schweren Kampf, oft wie spielend an die Spitze gelangen, und dann sehen wir mit einemmal, daß an Stelle des Nützlichkeitsbaues das Kunstwerk tritt. Ist der Augenblick günstig, dann stehen wir an großen Schicksalstagen der Völker, und in das Licht der Geschichte tritt der Feldherr.

Es fällt kein Meister vom Himmel, und auch auf diesem Gebiet wird der Meister durch die Lehrlings- und Gesellenschule gegangen sein. Glücklich, wenn dem Erwählten die Götter neben der

Begabung auch die Stellung im Leben gaben, die ihm den Aufstieg zur höchsten Stelle vorbereitete und erleichterte.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor
der Geburt schon liebten, —
Dem das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne
gedrückt.

Wir kommen somit zu dem höchsten und reinsten Typus des Feldherrn, des königlichen Feldherrn. Wie er in sich selbst die Staatsraison trägt, wird er zum Vollstrecker seines eigenen politischen Willens als Heerführer, und wieder als solcher ist er stets gewiß, bei seinen militärischen Zielen nie die politischen aus dem Auge zu verlieren. Er gebietet unumschränkt über alle Hilfsmittel seines Landes und ist nur sich selbst verantwortlich. Diese Zusammenfassung von König und Feldherr, wenn sie zugleich die von Geist und Geburt ist, muß zu den höchsten Leistungen führen und wird immer selten sein. Verhängnisvoll ist es gewesen, wenn der, den Geburt zum Heerführer bestimmte, nicht die Gabe zum Feld-

herrn mitbekam, und schmerzlich ist es zu sehen, wenn einem wirklichen Feldherrn die Freiheit des Handelns fehlt. Je mehr politische Macht sich in der Hand des Feldherrn neben der militärischen vereinigt, um so näher wird er dem Ideal des königlichen Feldherrn kommen.

Ist die politische und militärische Höchstgewalt nicht in einer Person vereint, so tritt naturgemäß die Abhängigkeit des Feldherrn von dem Staatswillen ein, dessen Vollstrecker er ist. Eine einsichtige Staatslenkung wird ihm das durch den Krieg zu erreichende Ziel bezeichnen, ihm die erforderlichen Kräfte geben und ihm die Ausführung überlassen. Gefährlich ist es aber, wenn der Feldherr in seinem Handeln am Gängelband heimischer politischer Besserwisser gehalten wird.

Der Grad der Freiheit des Handelns wird bestimmend für die Entwicklung der Feldherrngaben sein, das Ausmaß der Verantwortung ist bestimmend für den Entschluß. Wie weit die Freiheit und die Verantwortung geht und gehen kann, ist in jedem Fall verschieden. Soll sie richtig ausge-

nutzt werden und sich im Rahmen der Erfordernisse des Staatsganzen bewegen, so muß zu der militärischen die staatsmännische Begabung treten. Für den Feldherrn genügt es nicht, ein guter Soldat zu sein, er muß auch auf dem Feld der inneren und äußeren Politik zu Hause sein; denn aus der inneren zieht er seine Kräfte, und seine Siege oder Niederlagen sind Dinge von politischen Folgen.

Alle diese Umstände und Voraussetzungen machen noch nicht den Feldherrn. Nicht umsonst hat unsere Sprache den Ausdruck vom „geborenen“ Feldherrn, denn wenn ihm nicht die Parzen eins in die Wiege gelegt haben, den Charakter, sind ihm die anderen Gaben nichts nutze. Genie ist Charakter.

Warum nun aber *antikes* Feldherrntum? Ich mußte erst den Begriff des Feldherrn an sich umreißen, ehe ich es wagen kann, zu sagen, was ich unter antiker Größe verstehe, und versuche, dem Feldherrn die klassische Gewandung zu geben.

An erster Stelle steht die Weite und Größe des Wollens, jene geheimnisvolle Kraft, die über die

dem gewöhnlichen Menschen gezogenen Grenzen hinaus sehen, wollen und gestalten läßt. Nennen wir es Phantasie, nennen wir es Sehergabe, wenn der königliche Feldherr über Raum und Zeit hinwegblickt in das Land der Zukunft, wenn er jenseit der blauen Mittelmeerwogen, jenseit der verschneiten Berge vor sich seine Schlachtfelder und seine Siege, seine Feinde und ihre Städte und Schätze sieht und er dann auszieht „vertrauend, scheiternd oder landend, seinen Göttern“. Dies Durchdrungensein vom Göttlichen ist das Charakteristische für dieses antike Handeln der ganz Großen. Wir müssen uns doch nur klar machen, in welche Ungewißheit damals der Feldherr hinauszog. Ihm zeigten nicht Karten, nicht Kompaß den Weg, nur wenig und Ungenaues wußte er von Land und Leuten, denen er entgegen zog, und alles Fehlende mußte der Gott in seiner Brust ersetzen, der ihm die Zuversicht gab, nennen wir es Vertrauen auf diesen Gott oder auf sein Glück, und dazu den unbeirrbaren Willen.

Neben dieser göttlichen Sehergabe steht das, was

wir gewohnt sind, klassisch zu nennen, das Gleichmaß der Dinge, das Ausgeglichensein, die Symmetrie, hier zwischen Wollen und Können. Es sind keine Abenteuerfahrten, wie die der Helden der griechischen Sage, diese Züge und Kriege der großen Feldherrn, sondern sie zeigen bei aller Größe der Ziele die Maße des Handelns. Die feine Abgewogenheit zwischen Mittel und Zweck erhebt diese Heereszüge zum Kunstwerk. Und noch etwas anderes erinnert uns hierbei an die klassische Kunst, die sichere Beherrschung der Form und des Stoffs, die Durchdringung der Materie durch den Geist. Es mag scheinen, als ob eine neue Zeit mit ihren vielfachen Verfeinerungen aller Kriegsmittel einen viel größeren Aufwand an Geist erforderte als die alte Zeit von Schwert und Schild. Das ist nur für das Urteil über die Oberfläche richtig, denn während die entwickelte Technik die menschlichen Kräfte teils ersetzte, teils umwandelte, jedenfalls aber von sich abhängig machte, erforderte die klassische Zeit einen weit höheren Grad der Entwicklung der

rein menschlichen Eigenschaften, der Tapferkeit nicht nur, sondern auch der Kunst, das schwierigste Material, den Menschen selbst, zu formen und zu führen; die Feldherrnkunst erfordert heute vielleicht mehr Wissen, sicherlich nicht mehr Können.

Das Überhandnehmen des Wissens im Gegensatz zum Sein, die technischen also mechanischen Notwendigkeiten und Gebundenheiten und manche Strömungen des modernen Geistes führen zu einer Nivellierung der Begabungen, über die hinaus zu gelangen dem wirklich Berufenen immer schwerer wird. Unsere Zeit neigt, trotz allem, was sie sich zuschreibt, zur Erziehung von Routiniers, nicht von Charakteren. Die klassische Zeit entwickelt in strengeren und reineren Formen den Menschen als Einzelwesen. Diese Entwicklung ist aber Voraussetzung für das Feldherrntum. Der antike Feldherr, gewiß auch ein Kind seiner Zeit mit ihren Vorzügen und Schwächen, steht vor uns als eine ganz bestimmte, von nichts beeinflußte, in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Vielleicht

HADTÖRTÉNELMI
KÖNYVTÁR

13

Budapest

sehen wir mehr die Gestalt unserer Vorstellung, und manches hat die Zeit, die uns von ihm trennt, verwischt und verborgen; aber wir sehen doch immer den Menschen auch mit seinen Schwächen und Fehlern, den notwendigen Begleitern der großen Tugenden; unter den strengen und reinen Formen der Gestalt sehen wir die heißen menschlichen Leidenschaften, ohne die keine Größe denkbar ist. Vaterlandliebe, Ehrgeiz, Stolz, Haß, Herrschsucht, wildes Ringen um den Erfolg und kaltes Ausharren im Unglück — das alles wollen wir mit erleben und mitfühlen. In dieser Verketzung von Willensfreiheit und Schicksalsgebundenheit liegt die Größe antiken Heldentums und zugleich die tragische Schuld.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht —
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erhoben.

Das Los des Feldherrn ist ein tragisches. Selten nur reicht ihm Nike den vollen Kranz, und er allein weiß, wie weit auch der nach außen strahlende

Sieg hinter dem Gewollten, Erhofften zurückbleibt. Dem kühnen Plan setzt tückisches Verhängnis Hindernisse entgegen. Das Wollen scheitert an den Mängeln der Ausführenden. Im Siegeszug erlahmt nur der eigene Wille nicht; aber die Kraft des Arms. Vielleicht griff das Wollen des vom Glück Verwöhnten zu hoch. Hybris — Neid der Götter! Wohl ihm, wenn auf der Höhe des Erfolges ihn der Tod abrief; er sieht dann nicht mehr den Zusammenbruch des kühn aufgetürmten Werkes; denn es ist das Schicksal des großen Tatenmenschen, daß sein Werk nur durch ihn, mit ihm lebt und so auch mit ihm vergeht. Dann bleibt ihm erspart, daß der neidische Senat dem siegreich heimkehrenden Feldherrn den Triumph weigert oder daß den geschlagenen Helden die Meute der neidischen Kleinen aus dem Land hetzt.

So stellt sich uns das Bild antiken Feldherrntums dar, das dadurch an keine Zeit gebunden ist, sondern wie alle klassischen Vorbilder lebendig weiter wirkt durch den Wechsel der Tage.

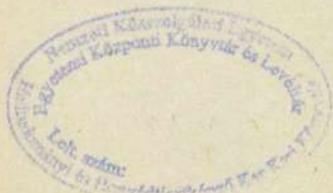
Ich bitte nun, an Ihrem geistigen Auge einige Gestalten vorüberziehen lassen zu dürfen, die plastischer, als allgemeine Betrachtungen es vermögen, das Gesagte zum Verständnis bringen können.

Aus dem kleinen Mazedonien, dessen Grenzen wilde, oft schneebedeckte Berge bilden, das von fruchtbaren Tälern durchzogen, dessen Küste vom milden Mittelmeer umspült ist, dessen Bewohner noch heute zu den kriegerischsten Stämmen Europas gehören, aus diesem Land stammt die glänzende Feldherrnerscheinung der antiken Welt:

ALEXANDER DER GROSSE.

In ihm sehen wir den vollendeten Typus des Heerkönigs, des königlichen Feldherrn, Staatsmann, Stratege, Organisator, Land- und Städtegründer. Ihm hatten wirklich die Götter alles gegeben: Jugend, Kraft, die Schulung durch einen großen Vater, die Krone und mit ihr den Blick in die Weite. Seinen Geist hatte ein Aristoteles gebildet, die größten Namen griechischer Kultur klingen um seine Jugend. Zu ihm stand ein wohl durch-

gebildetes Heer, zu ihm eine seltene Reihe von Freunden und tüchtigen Generalen. So war er berufen, den hellenischen Geist in kriegerischer Form in das Land der Barbaren zu tragen und Rache zu nehmen für die Bedrohung Griechenlands durch die Perser. Wohl war es kein ganz unbekanntes Land, in das er zunächst eindrang; denn die griechische Welt hatte damals schon viele Fühler nach der asiatischen Küste hinübergeworfen. Wie weit sich der König beim Aufbruch die Grenzen seiner Pläne zog, wissen wir nicht; aber gerade in dieser Grenzenlosigkeit liegt das Gewaltige, denn wir werden sehen, daß das Grenzenlose kein Uferloses, kein Abenteuer, sondern intuitiver Plan war, wie ihn nur das Genie faßt. Gleichviel ob er auszog, ein Weltreich zu gründen, ob die ersten Erfolge ihn erst nach und nach und weiter und weiter zogen, wir sehen in Alexander den göttlichen Funken, der Räume überspringt und dessen Herrschaftsgebiet die Welt ist. Nimmt es da wunder und ist es nicht ein Symbol, wenn er in der Oase des Ammon an die Gott-



69788

heit unmittelbar anknüpft? Die alten Kulturstätten fallen ihm zu, Tyrus, Ninive, Babylon, Susa; auf heute noch kaum zugänglichen Heerstraßen, durch Wüsten und über die höchsten Gebirge führt sein Weg, Kabul, Herat durchschreitet er, um über den Hindukusch in das Tal des Tigris hinabzusteigen, wo dann endlich die Kraft seiner getreusten Gefolgschaft versagt und ihn zu langsamer Umkehr zwingt. Die gewonnenen Schlachten erscheinen auf diesem Alexanderzug fast selbstverständlich und gering neben der Riesenhaftigkeit der Feldzug- und Eroberungspläne.

In keinem Augenblick seiner Unternehmungen haben wir das Gefühl der Unsicherheit, des Abenteuerlichen. Erst nachdem er in seinem Mazedonien Ordnung geschaffen, sich der Griechen versichert hatte, erst nachdem sein Heer in kleineren Unternehmungen geschult — erst dann zog er zu seinem Weltkrieg aus. Nie verlor er die Verbindung mit der Heimat, seiner eigentlichen Operationsbasis — und was wollte das damals heißen bei den Riesenentfernungen nicht nur, sondern

bei dem uns heute kaum mehr vorstellbaren Fehlen aller technischen Nachrichtenmittel! Er erreichte das nur durch den sorgfältigen Aufbau seiner Etappe, dadurch, daß er das hinter ihm liegende Land durch militärische Besetzung, weise Verwaltung und den Schrecken seines Namens in Gehorsam hielt. Die so notwendige Erhaltung der Schlagfähigkeit seines Heeres war eingehend vorbereitet. Die Ernährung machte in dem damals reichen Asien und bei der verhältnismäßig geringen Stärke seines Heeres keine allzu großen Schwierigkeiten, obwohl auch für sie ein Organisations-talent von großem Ausmaß nötig war. Wichtig blieb der Ersatz des durch Marsch- und Schlachtverluste, durch zurückgelassene Sicherungsbesatzungen immer wieder eintretenden Abgangs; von der Erhaltung der Qualität seiner mazedonischen Kerntruppe hing aber alles ab. Wir wissen, daß ihn zweimal, in Ägypten und in Mittelasien, Ersatztransporte erreichten. Wie immer bei einem großen Feldherrn zog sein Name auch Hilfskräfte aus den eroberten Ländern heran. Einmal darf ich

eine Zahl geben: in $8\frac{1}{2}$ Kriegsjahren hatte Alexander 18000 km zurückgelegt, als er sich in Babylon der Organisierung seines neu geschaffenen Weltreichs widmen wollte.

Wie war nun der Mensch beschaffen, der solche Taten vollbringen konnte? Viel Sage hat sich um seine Gestalt geschlungen. Eins war sicher ihm eigen, was zum großen Führer gehört, der Einfluß auf seine Soldaten und auf alle, die in seinen Bann kamen. Daraus können wir mit Recht auf persönliche Tapferkeit schließen, die damals bei einem Heerkönig selbstverständliche Voraussetzung war, aber auch auf die große Königs- und Feldherrnkunst, Menschen zu erkennen und zu behandeln. Sein griechisch geschulter Geist und ererbte Staatskunst ließ ihn Sitten und Gebräuche der eroberten Völker schonen, oft mehr als es seiner kurzsichtigen, mazedonischen Gefolgschaft lieb war. Die Kriegführung war damals grausam — vielleicht nicht einmal so viel grausamer als die heutige — und manche Züge ungebändigter Leidenschaft und Härte werden uns berichtet. Wie

ihn die nächstehende Nachwelt sah, zeigt uns das wunderbare Mosaik aus Pompeji, jetzt im Museum in Neapel, wo der jugendliche Alexander mit fliegendem Haar zu Pferde dem fliehenden Perserkönig nachstürzt, den seine treuen Diener der Lanze des stürmenden Feindes zu entziehen suchen.

Auf der Höhe seiner Erfolge und seines Lebens schnitt ihm die Parze den Faden ab. Ein Komet verschwand. Ein Riesenbau zerfiel. Keine persönliche, nur eine allgemein menschliche Tragik weht über sein unbekanntes Grab.

„Wenn einem schwächeren Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Vernichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren, hingebenderen Männer, die zu dem unvermeidlichen Kampf sich sogleich fertigmachen, ihn zu günstiger Stunde aufnehmen und so die politische Defensive durch die strategische Offensive verdecken möchten, überall sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Geldesknechte,

der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit zu gewinnen, nur in Frieden zu leben und zu sterben, nur den letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind.“

Dieser erstaunliche und prachtvolle Satz entstammt Mommsens Römischer Geschichte, wo er im 1. Band zu finden ist, als der große Historiker von

HANNIBAL

spricht. In ihm sehen wir den politischen Feldherrn verkörpert. Sohn eines großen Soldaten und Patrioten, von Jugend auf unter dem Druck der Bedrohung der Heimat durch Rom stehend, im Feldlager aufgewachsen, mit den inneren Kämpfen in der Stadt ebenso vertraut wie mit dem Kriegstheater in Nord-Afrika und Spanien, wird er vom Heer an seine Spitze gestellt, als der Vater und der Schwager, der eine in der Schlacht, der andere von Mörderhand gefallen waren. So kam der älteste aus Hamilkars „Löwenbrut“ zum Feldherrnstab, versehen mit den Weihen, die Blut und Aufzucht verleihen. Ein Erbe, der vom Vater die

Aufgabe, das Vaterland, auch gegen es selbst, zu retten und das Mittel dazu, das Heer erhielt. Die Aufgabe, die ihm zufiel, wies nicht ins Grenzenlose; zu weiten Eroberungsplänen reichte der Geist und die Kraft des karthagischen Staates nicht; aber er sah weiter als der Staat und seine Herren, er sah den unausbleiblichen Untergang Karthagos voraus, wenn es nicht gelang, Rom zu vernichten. Nicht in Afrika, nicht in Spanien, nicht vor den Toren der Stadt war die Heimat zu retten, sondern auf dem Kapitol; nicht durch Verteidigung, sondern durch Angriff, und so formte Hannibal sich den Plan des Zuges gegen Rom. Er, der Sohn des Volkes, dessen Macht mehr auf dem Wasser als auf dem Land einst lag, scheute den unsicheren Weg zur See und faßte den kühneren Plan, auf festem Boden und weitem aber sichererem Weg den Feind im eigenen Land zu erreichen. Das hieß, mit dem großen Heer, mit Elefanten und Troß die Pyrenäen, das südliche Frankreich mit seiner unsicheren Bevölkerung, die reißende Rhone, die Alpen zu überschreiten.

Es gelang; nach schweren Strapazen und noch schwereren Verlusten stieg das karthagische Heer Ende September in die norditalienische Ebene herab, wo es zunächst Erholung, Verbindung mit befreundeten Völkerschaften, der Feldherr die nötige Operationsbasis für den Angriff auf Rom fand.

Nun begann ein Krieg, der 10 Jahre dauern sollte und der in seinen Wechselfällen für den Soldaten und den Historiker von unendlichem Interesse ist. Es ist der Kampf des Genius eines Mannes gegen den Genius eines Staates. Zweimal, am Trasimischen See und bei Cannae, vernichtet Hannibal Roms Heere; aber jedesmal überwand er die Generale, aber nicht die Stadt. Durch immer neue Einfälle seines Geistes, durch überlegene Beweglichkeit und Feldherrnkunst erhält er sich stets in bedrohender Nähe, immer hoffend, durch seine Politik die italienischen Bundesgenossen Roms zum Abfall, den makedonischen Bundesgenossen zum endlichen Eingreifen, die Heimat zu nachhaltiger Unterstützung zu bewegen — und alles

endlich vergeblich. Den Schlag auf Rom kann er nicht wagen; dazu ist er nie ganz stark genug, und die Festigkeit des römischen Senats und Volkes ist durch Drohung und Außenkämpfe nicht zu erschüttern. Langsam läßt ihn die Heimat im Stich, die karthagische Friedenspartei, die — um wieder mit Mommsen zu sprechen — „zu allen Zeiten bereit war, den Sturz des politischen Gegners mit dem des Vaterlandes zu erkaufen“; langsam sinkt die eigene Kraft; allein die Brüder aus Spanien suchen Hilfe zu bringen — zu spät. Als Rom in Scipio einen ebenbürtigen Gegenspieler gewinnt, als Sizilien, Spanien verlorengelien, Afrika bedroht ist, muß Hannibal zurück, um die eigene Vaterstadt zu schützen. Es gelingt ihm, der nach sechsunddreißigjähriger Abwesenheit, nach großartiger aber durchaus vergeblicher Heldenlaufbahn als letzter der Löwenbrut zurückkehrt, noch einmal sein Volk zur Tatkraft hinzureißen; aber bei Zama kehrt ihm der Kriegsgott den Rücken. Er schließt noch in großartiger Fügung in das Unvermeidliche mit dem hochherzigen und weit-

blickenden Scipio den denkbar günstigen Frieden, um dann von dem dankbaren Vaterland aus der Stadt gejagt zu werden.

An den östlichen Fürstenhöfen findet er willkommene Aufnahme und setzt den Kampf gegen Rom hier fort, bis ihn Kleinmut fallen läßt und er von Roms Häschern umstellt sein Leben selbst beendet. Das Grabmal, das ihm ein römischer Kaiser, Septimius Severus, selbst ein Afrikaner, errichtete, ist verschwunden; aber noch heute nennt der Volksmund einen Totenhügel am Rande des Marmarameers, den zwei Zypressen krönen, Hannibals Grab.

Einem neuen, ganz anders gearteten Feldherrntyp gibt

CÄSAR

seinen großen Namen. Wir sehen den Kaiser als Feldherrn entstehen, den Staatsmann, von dem nur ein Teil, wenn auch ein wichtiger und grundlegender, der Feldherr ist. Die Größe des Feldherrntums leidet nicht unter dieser Teilung; im

Gegenteil, sie gewinnt größere Form, weil sie jederzeit durchdrungen ist von den großen politischen Zielen. Täuschen wir uns nicht dadurch, daß mancher seiner Nachfolger der Genialität des Feldherrn ermangelte; mit dem Begriff des Kaisers war doch der des obersten Heerführers verknüpft und blieb es noch lange, als die römischen Kaiser deutscher Nation nach Italien zogen.

Cäsars Jugend war nicht eigentlich militärisch, wenn auch in dem Mitglied der alten Gens Julia nie das Kriegerblut ausstarb, und wenn auch der Sport ihn auf den soldatischen Beruf vorbereitete. Er kam über die Politik zum Feldherrntum; denn wer Provinzen beherrschen wollte, mußte das Besatzungsheer führen können, und wer politischen Ehrgeiz im Inneren besaß, mußte nicht nur kriegerischen Lorbeer, sondern, was mehr war, ein ihm ergebenes Heer, in die Wagschale werfen. Doch wäre es falsch, seine ersten großen Kriegszüge unter dem Gesichtswinkel der Parteipolitik zu sehen; es ist gerade das Imperatorische in ihm, das seine Aufgabe darin sieht, des Reiches Grenzen

zu sichern und für diese Sicherung zu erweitern. Daher muß das Gallierland unterworfen werden, nicht nur um Ruhe zu schaffen an der italienischen Grenze, sondern auch des Kräftezuwachses wegen für das den neuen Weltaufgaben nicht mehr gewachsene Mutterland. Die Germanen müssen hinter ihren Rhein verwiesen werden, dessen Überschreitung durch Cäsar ihnen auf vierhundert Jahre die Lust zum Vordringen nimmt; nach England muß er hinüber, um die Keltenmacht zu zerbrechen. Dann, immer größer und immer verantwortlicher für das neue Imperium werdend, muß er im Osten die Römerherrschaft festigen, ausdehnen, begründen. Das sind die großen äußeren Ziele, die ihm sein kaiserliches Feldherrntum steckt.

Das Genie hatte aus diesem Verwaltungsbeamten den großen Kriegsmann gemacht. Er erfindet aus seinem Kopf ganz neue Kriegsmethoden, neue Formen der Legionärtaktik, er versteht es, sich aus den unterworfenen Völkern neue Truppen zu schaffen, er greift aber auch selber zum Schwert

und stützt durch sein Beispiel bei einem Lagerüberfall die weichenden Legionen. Er gewinnt aber vor allem — und das ist die unerläßliche Eigenschaft des Feldherrn, das unbedingte Vertrauen seines Heeres, das ihm durch alle wilden Länder, aber auch gegen die eigene Heimat folgt. Der wahre Führer wird seinem Heer zum Vaterland. Ein einziger seiner Generale verläßt ihn, Labienus, und ich kann mir nicht versagen, hier wieder Mommsen sprechen zu lassen. Er sieht im Parteiwechsel dieses Mannes: „nichts als einen weiteren Beleg dafür, daß der Kriegsfürst weit sicherer auf seine Hauptleute als auf seine Marschälle zählen kann. Allem Anschein nach war Labienus eine jener Persönlichkeiten, die mit militärischer Brauchbarkeit vollständige staatsmännische Unfähigkeit vereinigen, und die dann, wenn sie Politik machen wollen oder müssen, jenen tollen Schwindelanfällen ausgesetzt sind, wovon die Geschichte der napoleonischen Marschälle so manches tragikomische Beispiel aufzeigt.“

Gerade im Gegensatz hierzu, im klassischen Maß-

halten liegt Cäsars staatsmännische Feldherrngröße und ein Teil seines sprichwörtlichen Glücks. Eine wunderbare Ruhe geht von dieser Gestalt aus, die das Maß der Dinge in sich selbst trägt, und der Leidenschaft, ohne die kein Mann wirklich groß ist, nie gestattet, die Herrschaft über das Denken an sich zu reißen, ja nur an die Oberfläche zu kommen; aber instinktiv müssen seine Soldaten, die ihm folgten, das heiße Herz gefühlt haben, das für sie und für Roms Größe schlug. Und das Ende?

„In dem Mantel sein Gesicht verhüllend,
Grad am Gestell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäsar.“
Und sein Grabmal? Das ewige Rom.

★

Schließt hiermit Klio das Buch antiken Feldherrntums? Ich glaube nicht. Wir wollten keinen Zeitabschnitt umgrenzen, sondern einen Begriff versuchen festzuhalten, und was nützte uns das Studium und die Betrachtung antiker Größe, wenn wir ihre Wirkung auf die folgenden Geschlechter

nicht verfolgen, die Vorbilder nicht in uns weiterleben lassen wollten? Unendlich zahlreich sind die Formen, unter denen sich, wie alle historischen Erscheinungen, auch die großen Kriegszüge und damit auch ihre Träger uns darstellen. Sie ihrem Range nach zu ordnen, ist ein unfruchtbares Beginnen; aber es hat seine Reize, an die, welche die Geschichte in die erste Reihe erhob, mit dem Maßstab antiker Größe heranzutreten. Und so sei es mir gestattet, Sie über die Jahrhunderte hinweg noch einer Feldherrnpersönlichkeit zuzuführen, welche in der modernen Zeit zu klassischer Größe aufragt.

Ein Feuer im Wüstensande,
Zwei Gräben, ein Verhack,
Musketenpyramiden —
Ein Frankenbiwak.

Ein hoher Mazedone
Tritt ihrer Brüstung nah,
Der Alexanders Krone
Bei Ammon funkeln sah.

Und sehet noch ein Schemen!
Ein Kämpfer auf dem Nil,
Ein Führer von Triremen,
Der unter Cäsar fiel!

Die einst der Welt geboten
Auf sand'gem Wüstenfeld,
Sie schicken ihre Toten
Dem neuen Herrn der Welt!

NAPOLEON.

An keinem seiner Feldzüge hing der Kaiser in der Erinnerung mit solcher Liebe, wie an dem, der ihn zum erstenmal an die Pforte Asiens führte. War es die Freude, der Bevormundung von Paris entronnen zu sein, war es die neue phantastische Umgebung, war es die Hoffnung, England in Asien zu treffen, oder schwebt ihm doch der Traum des Weltreichs vor? Ihm war nicht beschieden, auf Alexanders Wegen weiter zu wandeln. Nähere Sorge rief ihn zurück in die Heimat. Und, als er dann sein großes europäisches Reich aufgerichtet hatte, da taucht, als schon seine Laufbahn dem

Abstieg zuneigte, noch einmal der Drang nach dem Osten in ihm auf; denn der Riesenzug nach Moskau gewinnt erst Sinn, wenn man ihm den Griff nach der Weltherrschaft zuspricht, die Hoffnung, über oder mit Rußland nach Asien vorzustoßen. Wie einst sein Zug am Rand der heißen Wüste endete, so endete er hier an den Schneefeldern.

Beide Heereszüge zeigen in ihren letzten Zielen das ganz große Maß des klassischen Helden, aber es mischt sich in sie doch etwas Phantastisch-Abenteuerliches hinein, etwas Form- und Uferloses, das den Keim des Mißlingens in sich trägt. Es liegt hier etwas Modernes-Romantisches vor, das wir in dem Charakter des Mannes suchen müssen. Der unvergleichliche Lebenslauf, der den kleinen, korsisch-italienischen Leutnant zum Kaiserthron über eine ununterbrochene Reihe von Siegen geführt hatte, ließ ihn das Maß der Dinge verlieren. Ein Feldzug gebar notgedrungen den nächsten; er konnte nie enden, und so mußte der Weg endlich ins Uferlose führen. Diese Erscheinung ist um so

interessanter und tragischer bei einem Feldherrn, dessen Kunst sonst in der Ruhe seiner Führung, der nie irrenden Zielsetzung im Einzelfall, dem sichern Urteil über Zeit und Raum, in Kenntnis des Landes und des Feindes, in dem genialen Organisationstalent, in der absoluten Beherrschung seines Instruments bestand. Ihm war der zauberhafte Einfluß des großen Feldherrn auf sein Heer gegeben wie nur einem seiner großen Vorgänger; der mystische Glaube an den Führer ließ seine Soldaten ihm folgen und ihn lieben. Der klare Geist des Feldherrn durchstrahlte ebensowohl den Staatsmann, den Gesetzgeber, den Kaiser.

Der Stil dieses Mannes spiegelte sich in dem Stil der Zeit, im Empire, und die Kunst seiner Tage nennen wir die klassizistische. Kein Wunder, daß Canovas Büste des Kaisers mit der des jugendlichen Augustus im Vatikan nah verwandte Linien zeigt. Das Ende trägt den Zug klassischer Tragödie. Schuld und Schicksal mischen sich, und Napoleon endet angeschmiedet auf dem Felsen im Ozean, der letzte aus Tantalus Geschlecht.

Ich habe versucht, aus dem Begriff des antiken
Feldherrntums das ewig Bleibende, das Mensch-
liche zu entwickeln, und so lassen Sie mich denn
schließen mit den Worten aus der Antigone:

Πολλὰ τὰ δεινά, κοῦδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.





GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG



84725284

